

Reformierte Bekennnisschriften

Eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart

Herausgegeben von
Georg Plasger und Matthias Freudenberg

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Herausgeber:

Dr. theol. Georg Plasger ist Privatdozent für Systematische Theologie
an der Universität Göttingen und Professorvertreter für
Systematische und Ökumenische Theologie an der Universität Siegen.
Dr. theol. Matthias Freudenberg ist Privatdozent für Systematische Theologie
an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 3-525-56702-2

Umschlagabbildung:

Johannes Calvin (1509–1564). Gemälde von Janssen de Haan, 1797.
In Besitz und fotografiert von der Stiftung Johannes a Jasco Bibliothek Emden.

© 2005, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Internet: www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne
vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich
gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für

Lehr- und Unterrichtszwecke. – Printed in Germany.

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Einführung	7
Berner Thesen von 1528	21
Fidei ratio (Rechenschaft über den Glauben) von 1530	26
Genfer Katechismus von 1545	57
Confessio Gallicana (Hugenottisches Bekenntnis) von 1559	107
Confessio Scotica (Schottisches Bekenntnis) von 1560	124
Heidelberger Katechismus von 1563	151
Confessio Helvetica posterior (Zweites Helvetisches Bekenntnis) von 1566	187
Dordrechter Canones (Dordrechter Lehrsätze) von 1619	221
Bekenntnis der Freien reformierten Synode Barmen vom 4. Januar 1934	230
Barmer Theologische Erklärung vom 31. Mai 1934	239
Leuenberger Konkordie von 1973	246
Bekenntnis der Karo-Batak-Kirche von 1979	259
Belhar-Bekenntnis von 1986	267
Quellenverzeichnis	275
Register	277

Fidei ratio (Rechenschaft über den Glauben) von 1530

Einleitung

Im Januar 1530 lud Kaiser Karl V. mit einem freundlichen Anschreiben, in dem er bekundete, jede Meinung anhören zu wollen, zum Augsburger Reichstag ein. Der Reichstag sollte die durch die Reformation aufgetretenen Streitigkeiten und Unterschiede in Deutschland beenden. Die Evangelischen bereiteten sich daraufhin vor, ihr eigenes Glaubenserkenntnis möglichst überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Auf lutherischer Seite verfasste zunächst Martin Luther die Schwabacher Artikel, die dann durch die von Philipp Melanchthon formulierte „Confessio Augustana“, das Augsburger Bekenntnis, ersetzt wurden. Die Städte des sogenannten Burgrechts (dazu gehörten Basel, Bern, Biel, Konstanz, Mühlhausen, Schaffhausen, St. Gallen, Straßburg und Zürich) gaben zunächst mehrere Schriften in Auftrag; eine einheitliche Schrift gelang auch dadurch nicht, dass die vier oberdeutschen Städte Konstanz, Memmingen, Lindau und Straßburg ein eigenes von Martin Bucer geschriebenes Bekenntnis, die Confessio Tetrapolitana (Vierstädte-Bekenntnis), vorlegten. Dieses stand in der Sakramentsfrage nicht weit von der Confessio Augustana entfernt. Für die Schweizer Reformation, die besonders in der Abendmahlsthematik anders lehrte, stellte sich daher die Aufgabe, einen eigenen Text einzureichen. Am 24. Juni 1530 erhielt Ulrich Zwingli (1484–1531) vom Zürcher Rat den Auftrag, eine „Fidei ratio“, eine Rechenschaft über den Glauben zu erstellen – und nur wenige Tage später lag sie gedruckt vor und wurde schon am 8. Juli 1530 dem deutschen Vizekanzler zur Weitergabe an den Kaiser übergeben. Formal bleibt sie, das sagt Zwingli selbst im Vorwort, sein Privatbekenntnis.

Kirchenpolitisch war die Schrift folgenlos; sie wurde in Augsburg nicht einmal verlesen. Dennoch wurde sie schnell bekannt und war umstritten. Melanchthon und Luther wiesen sie polemisch zurück. Bucer hingegen sah in ihr aufgrund der Formulierung Zwinglis, dass im Abendmahl der „wahre Leib in der gläubigen

Betrachtung gegenwärtig“ (Artikel 8) wäre, ein großes Entgegenkommen gegenüber den Lutheranern und führte das auch in der Folgezeit – letztlich ergebnislos – immer wieder an.

Der Grundcharakter der Fidei ratio ist ganz anders als der der Confessio Augustana. Letztere stimmt einen irenischen Ton an und sucht vor allem den Ausgleich mit der römisch-katholischen Kirche – ihr Verfasser Melanchthon war in Augsburg sogar bereit, sich um der Einheit willen mit dem Laienkelch und der Priesterehe zufrieden zu geben. Anders hingegen Zwingli in der Fidei ratio: In insgesamt 12 Artikeln stellt er deutlich und akzentuiert seine theologische Erkenntnis dar. Gerahmt von einer Einleitung und einem Schluss sind Artikel über folgende Themen gereiht: Gott und die beiden Naturen Jesu Christi (1), Gottes gerechter und barmherziger Ratschluss (2), Versöhnung in Jesus Christus (3), Sünde als Schuld und Verhängnis (4), Zugehörigkeit der Kinder von Christen zur Kirche (5), Kirche (6), Sakramente Taufe und Abendmahl (7f.), kirchliche Zeremonien (9), Dienst der Predigt (10), Obrigkeit (11), Ewigkeit und letzte Dinge (12).

Dabei fällt die unterschiedliche Länge der einzelnen Kapitel auf: Je länger ein Artikel ist, desto umstrittener ist dieser Punkt. Deutlich ist das zunächst in der Abendmahlslehre (Artikel 8): Hier betont Zwingli das einmalige Versöhnungsgeschehen in Jesus Christus, worauf das Abendmahl nur verweisen kann. Damit wendet er sich sowohl gegen die römisch-katholische Sakramentenlehre wie auch gegen die lutherische Ubiquitätslehre: Beide gefährden die Einmaligkeit der Versöhnung. In Artikel 6 beschreibt Zwingli ein auf die Schrift bezogenes differenziertes Verständnis von der Kirche: Zunächst betont Zwingli die reine Kirche – diese ist allerdings nur Gott bekannt. Daneben unterstreicht er die Einheit auch der wahrnehmbaren Kirche. Er schreibt von der Sensibilität, also Wahrnehmbarkeit der Kirche, und vermeidet den Begriff der Sichtbarkeit. Zugleich benennt er das Recht, dass auch eine einzelne Gemeinde in ihrer Partikularität Kirche ist. Im 12. Artikel grenzt er sich deutlich von den sog. „Wiedertäufern“ ab. In allem wird als Linie erkennbar: Autorität ist das in der Schrift erkennbare Wort Gottes, auf das sich die Kirche allein gründen darf. In der Schrift ist Gottes Ratschluss leuchtend zu erkennen: Das Kommen Christi und die Versöhnung in Kreuz und Auferstehung sind „die Quelle

und die Schlagader des Evangeliums“ (Artikel 2). Diese Mitte prägt die Fidei ratio in allen Artikeln. Vom Wort Gottes will sich Zwingli gerne korrigieren lassen.

Literatur

Gottfried W. Locher, Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte, Göttingen/Zürich 1979.

Peter Stephens, Zwingli. Einführung in sein Denken, Zürich 1997.

Wilhelm H. Neuser, Zwinglis „Fidei ratio“ von 1530, in: Reformierte Bekenntnisschriften, Bd. 1/1 (1523–1534), hg. im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland von H. Faulenbach/E. Busch, Neukirchen-Vluyn 2002, 421–446.

Text

An Karl, den römischen Kaiser, der den Reichstag in Augsburg abhält. Huldrych Zwinglis Rechenschaft über seinen Glauben.

Gespannt warteten wir, die wir das Evangelium in den Städten des christlichen Burgrechts verkünden, darauf, dass Du, Karl, heiliger Kaiser der Gerechtigkeit, auch von uns Rechenschaft über den Glauben, den wir haben und bekennen, fordern würdest. Während wir gespannt darauf warten, erreicht uns durch einen verlässlichen Boten die Nachricht, dass schon viele die Grundsätze und den Inhalt ihrer Frömmigkeit und ihres Glaubens formuliert hätten, um sie Dir vorzulegen. Das bringt uns in arge Verlegenheit. Denn einerseits treiben uns die Liebe zur Wahrheit und die Bemühung um den öffentlichen Frieden, selber auch zu unternehmen, was wir die anderen tun sehen. Andererseits aber schreckt uns der kurze Zeitraum, der dafür bleibt, davon ab; sowohl weil dann, wegen Deiner Eile, von der das Gerücht ebenfalls berichtet, alles zu schnell und oberflächlich geschehen muss, als auch weil wir, die Prediger des Gotteswortes in den Städten und Landschaften des genannten Burgrechts, zu weit voneinander weg und zu zerstreut sind, um in derart kurzer Zeit zusammenkommen und beraten zu können, was Deiner Majestät am besten zu schreiben wäre.

Als ich nun das Bekenntnis der andern Protestanten, und dazu noch die von ihren Gegnern verfasste Widerlegungsschrift sah, von denen es allerdings scheint, dass sie vorbereitet worden sind, bevor ihre Verfasser dazu aufgefordert wurden, hielt ich es für das beste, sogleich meine eigene „Rechenschaft über den Glauben“ vorzulegen, ohne vorgängige Entscheidung meines Volkes. Wenn das Wort von der „Eile mit Weile“ sonst auch gelten mag, so war doch hier Eile mit Eile nötig, um die Sache nicht zu versäumen, und nicht des verdächtigen Schweigens oder der dünkelfhaften Gleichgültigkeit beschuldigt zu werden. Daher übergebe ich Dir, Kaiser, die Zusammenfassung meines Glaubens unter diesen Bedingungen, und erkläre gleichzeitig, dass ich das Urteil, nicht nur über diese Artikel, sondern über alles, was ich bisher geschrieben habe und durch Gottes Güte noch schreiben werde, nicht einem einzelnen oder einigen wenigen, sondern der ganzen Kirche Christi anvertrauen und überlassen werde, sofern diese nach der Vorschrift und der Eingebung des Wortes und Geistes Gottes entscheidet.

Erstens also glaube und weiß ich, dass es nur einen einzigen Gott gibt, und dass er von Natur aus gut, wahr, mächtig, gerecht, weise, der Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge ist; dass er der Vater, der Sohn und der Heilige Geist ist; zwar drei Personen, deren Wesen aber eines und ungeteilt ist. Und überhaupt denke ich im Einzelnen über Gott und seine Namen oder Personen so, wie es das Nicaenische und Athanasianische Glaubensbekenntnis darlegen. Ich glaube und weiß, dass der Sohn Fleisch angenommen hat, dass er die menschliche Natur, ja den ganzen, aus Leib und Seele bestehenden Menschen wirklich von der unbefleckten und immerwährenden Jungfrau Maria angenommen hat, und zwar so, dass jener ganze Mensch derart in die Einheit des Wesens oder der Person des Sohnes Gottes aufgenommen wurde, dass der Mensch keine eigene Person bildete, sondern in die untrennbare, unteilbare und unauflöbliche Person des Sohnes Gottes aufgenommen wurde. Obwohl jedoch beide Naturen, die göttliche und die menschliche, ihre Art und Eigentümlichkeit so beibehalten haben, dass jede von beiden in ihm wahrhaft und wirklich vorhanden ist, zerteilen die verschiedenen Eigentümlichkeiten und Funktionen der beiden Naturen die Einheit der Person nicht, genauso wenig,

wie im Menschen Seele und Leib zwei Personen bilden. Diese sind nämlich von Natur aus vollkommen verschieden, und es kommen ihnen daher auch verschiedene Eigentümlichkeiten und Tätigkeiten zu. Dennoch ist der Mensch, der aus ihnen besteht, nicht zwei Personen, sondern eine. So ist Christus zugleich Gott und Mensch, Gottessohn von Ewigkeit her und Menschensohn von dem dazu bestimmten Zeitpunkt an bis in Ewigkeit. Er ist eine einzige Person, ein einziger Christus, vollkommener Gott, vollkommener Mensch. Nicht weil die eine Natur zur anderen würde oder sich beide vermischen, sondern weil jede ihre Eigentümlichkeit behält und die Einheit der Person dennoch durch diese Eigentümlichkeiten nicht aufgehoben wird. Daher kommt es, dass ein und derselbe Christus nach der Art der menschlichen Natur als kleines Kind schreit, heranwächst, an Weisheit zunimmt, hungert, dürstet, isst, trinkt, Hitze erleidet, friert, Schläge bekommt, schwitzt, verwundet wird, getötet wird, sich fürchtet, traurig ist und alles erträgt, was sonst noch mit der Buße und Strafe für die Sünde zusammenhängt. Denn die Sünde selbst ist ihm völlig fremd. Kraft der Eigenschaften seiner göttlichen Natur dagegen regiert er mit dem Vater über das Oberste und Unterste, durchdringt, trägt und erhält er alles, macht die Blinden sehend, heilt die Lahmen, ruft die Toten ins Leben, bringt die Feinde durch ein Wörtlein zu Fall, gewinnt selbst als Toter das Leben wieder, fährt in den Himmel, sendet den Heiligen Geist von sich aus. Und dies alles, so verschieden es in seiner Natur und Eigentümlichkeit auch ist, vollbringt ein und derselbe Christus, indem er die eine Person des Sohnes Gottes bleibt, und zwar so, dass auch das, was zur göttlichen Natur gehört, wegen der Einheit und Vollkommenheit der Person manchmal der menschlichen, und was zur menschlichen gehört, bisweilen der göttlichen Natur zugeschrieben wird. So sagte er, dass er, der Menschensohn, im Himmel sei [vgl. Joh 3,13], als er leiblich noch nicht in den Himmel aufgestiegen war. Petrus sagt, Christus habe für uns gelitten [vgl. 1 Petr 2,21], obwohl allein seine menschliche Natur leiden kann. Aber wegen der Einheit der Person sagt man richtigerweise sowohl „der Gottessohn hat gelitten“ als auch „der Menschensohn vergibt Sünden“. Denn er hat als derjenige, welcher in einer Person Gottessohn und Menschensohn ist, nach der Eigentümlichkeit der menschlichen Natur gelitten, und als derjenige, welcher in einer

Person Gottessohn und Menschensohn ist, vergibt er Sünden nach der Eigentümlichkeit der göttlichen Natur.

Denn wie kommen wir dazu, zu sagen, der Mensch sei weise, obwohl er doch ebenso aus einem Leib wie aus einer Seele besteht, und der Leib mit Weisheit nichts zu tun hat, ja für Wissen und Verstand Gift und Hindernis ist? Und wiederum sagen wir von ihm, er sei von Wunden zerrissen, obwohl doch allein der Leib Wunden empfangen kann, die Seele aber nicht! Hier sagt niemand, aus dem Menschen würden zwei Personen, wenn jedem Teil das Seine zugeschrieben wird. Und wiederum sagt niemand, die Naturen würden vermischt, wenn vom ganzen Menschen ausgesagt wird, was wegen der Einheit der Person zwar auf den ganzen Menschen zutrifft, wegen der Eigentümlichkeit der Teile aber nur auf die eine Natur. Paulus sagt: „Wenn ich krank bin, bin ich stark“ [2 Kor 12,10]. Wer aber ist es, der krank ist? Paulus. Wer ist wohl zugleich bei Kräften? Paulus. Aber ist das nicht widersprüchlich, unlogisch und unerträglich? Keineswegs! Paulus besteht nämlich nicht nur aus einer Natur, obwohl er nur eine Person ist. Wenn er also sagt: „Ich bin krank“, spricht sicher die Person, welche Paulus ist. Was er aber sagt, wird nicht von beiden Naturen ausgesagt oder verstanden, sondern nur von der Krankheit des Leibes. Und wenn er sagt: „Ich bin stark und gesund“, spricht sicher die Person des Paulus, aber es ist nur die Seele gemeint.

So stirbt der Sohn Gottes, nämlich der, der kraft der Einheit und Einfachheit der Person Gott und Mensch zugleich ist; er stirbt aber nur hinsichtlich seines Menschseins. In dieser Weise denke nicht nur ich, sondern so haben alle Rechtgläubigen über die Gottheit selbst wie über die Personen und die angenommene Natur gedacht, sowohl die Kirchenväter als auch die Scholastiker. So denken auch die, welche heute die Wahrheit erkennen.

Zweitens weiß ich, dass jenes höchste göttliche Wesen, das mein Gott ist, über alle Dinge frei bestimmt, so dass sein Ratschluss nicht von der Zufälligkeit irgendeines Geschöpfes abhängt. Zur verstümmelten menschlichen Weisheit gehört es, nur diskursiv oder aufgrund eines Beispiels zu entscheiden. Gott aber, der von Ewigkeit zu Ewigkeit alles mit einem einzigen und einfachen Blick überschaut, muss nicht zuerst Überlegungen anstellen oder Ereignisse

abwarten, sondern, wie er gleichermaßen weise, klug, gut usw. ist, bestimmt und verfügt er frei über alles, denn alles, was ist, gehört ihm. Daher beschloss er, so sehr er mit Wissen und Voraussicht am Anfang den Menschen bildete, der fallen sollte, dennoch ebenso, seinen Sohn mit der menschlichen Natur zu bekleiden, um den Fall wieder gutzumachen. Auf diese Weise wurde seine Güte in jeder Beziehung offenbar. Diese nämlich, die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in sich schließt, übte Gerechtigkeit aus, als sie den Übertreter aus den glücklichen Wohnungen des Paradieses vertrieb, als sie ihn in die Tretmühle des menschlichen Elends stellte und an die Ketten der Krankheit band, als sie ihn auf das Gesetz verpflichtete, das, obwohl es selbst heilig ist, niemand erfüllen konnte. Der zweifach Unglückliche erfuhr nicht nur, dass das Fleisch in Bedrängnis geraten war, sondern auch, dass der Geist durch die Furcht, das Gesetz übertreten zu haben, gequält wurde. Einerseits nämlich erkannte er nach dem Geist, dass das Gesetz heilig, gerecht [vgl. Röm 7,12] und ein Bote des göttlichen Willens ist, so dass es nichts gebietet, als was die Gerechtigkeit rät. Zugleich aber erkannte er, dass er durch seine Taten die Absicht des Gesetzes nicht erfüllte. Durch sein eigenes Urteil verdammt, ohne Hoffnung, die Seligkeit zu erlangen, aus Verzweiflung vor dem Angesicht Gottes fliehend, dachte er an nichts anderes, als dass er den Schmerz der ewigen Qual erleiden werde. Soweit offenbarte sich Gottes Gerechtigkeit.

Als es nun Zeit war, die Güte zu zeigen, die er nicht weniger als die Gerechtigkeit von Ewigkeit her zu offenbaren beschlossen hatte, sandte Gott seinen Sohn [vgl. Gal 4,4], um ganz und gar unsere Natur anzunehmen, ausgenommen ihren Hang zur Sünde. So konnte er, als Bruder uns gleich geworden, der Mittler sein, der sich für uns der göttlichen Gerechtigkeit, die nicht weniger als die Güte unverletzt und unangetastet bleiben muss, opfert. Damit sollte die Welt gewiss sein, dass die Gerechtigkeit versöhnt und die Güte Gottes gegenwärtig ist. Denn wenn er uns und für uns seinen Sohn gab, wie wird er uns mit ihm und um seinerwillen nicht alles schenken [vgl. Röm 8,32]? Was gibt es, das wir uns nicht von ihm versprechen sollen, der sich dazu herabließ, nicht nur uns gleich, sondern ganz der Unsrige zu sein? Wer kann den Reichtum und die Gnade der göttlichen Güte genügend bewundern, mit der er die

Welt, das heißt das Menschengeschlecht, so sehr geliebt hat, dass er seinen Sohn für ihr Leben dahingab [vgl. Joh 3,16]?

Dies ist meiner Ansicht nach die Quelle und die Schlagader des Evangeliums, dies das allereinzige Heilmittel für die kraftlose Seele, durch das sie für Gott und für sich selbst wiederhergestellt wird. Nichts kann ihr ja die Gewissheit der Gnade Gottes geben als Gott selbst. Der aber hat die Gnade so freigebig, so reichlich und so umsichtig ganz über uns ausgegossen, dass nun nichts übrig bleibt, was wir noch wünschen könnten, außer es würde jemand wagen, etwas über das Höchste und über die überströmende Fülle hinaus zu verlangen.

Drittens weiß ich, dass es zur Sühnung der Sünden kein anderes Opfer gibt als Christus – denn auch Paulus ist nicht für uns gekreuzigt worden [vgl. 1 Kor 1,13] –, dass es kein anderes und gewisseres und unbezweifelbareres Pfand der göttlichen Güte und Barmherzigkeit gibt – denn nichts ist so zuverlässig wie Gott – und dass es keinen anderen Namen unter der Sonne gibt, in welchem wir erlöst werden sollen, als der Name Jesu Christi [vgl. Apg 4,12]. Hier erübrigen sich also sowohl die Rechtfertigung und Genugtuung durch unsere Werke als auch alle Sühne und Fürbitte aller Heiligen, ob sie nun auf der Erde oder im Himmel leben, um der Güte und Barmherzigkeit Gottes willen. Der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist hier nämlich der Gott und der Mensch Jesus Christus [vgl. 1 Tim 2,5]. Gottes Erwählung aber steht fest und bleibt gewiss. Die, welche er vor der Grundlegung der Welt erwählte [vgl. Eph 1,4], erwählte er so, dass er sie durch seinen Sohn mit sich verband. Wie er nämlich gütig und barmherzig ist, so ist er auch heilig und gerecht. Alle seine Werke lassen ja Barmherzigkeit und Gerechtigkeit erkennen. Auch seine Erwählung gibt daher mit Recht beides zu erkennen. Es gehört zu seiner Güte, dass er die erwählt hat, welche er will, zu seiner Gerechtigkeit aber gehört, dass er die Erwählten durch seinen Sohn annimmt und mit sich verbindet, der für uns das Opfer wurde, um der Gerechtigkeit Genüge zu tun.

Viertens weiß ich, dass unser Urahne, der erste Vater, aufgrund der „philautia“, das heißt der Eigenliebe, durch die Einflüsterung des Teufels, der ihm aus Neid diesen verderblichen Rat gab, dahin ver-

leitet wurde, dass er werden wollte wie Gott [vgl. Gen 3,5]. Als er sich zu diesem Vergehen entschlossen hatte, aß er den verbotenen und verderblichen Apfel, fiel dadurch in die Schuld und Anklage der Todesstrafe und wurde zu einem Feind und Gegner seines Gottes [vgl. Jak 4,4]. Obwohl ihn Gott nun vernichten könnte, und es die Gerechtigkeit sogar verlangte, hat der unverdient gültige Gott die Todesstrafe in den Sklavenstand verwandelt, so dass er den zum Sklaven machte, den er mit dem Tode hätte bestrafen können. Da weder er noch einer seiner Nachkommen dieses Verhängnis aufheben kann – denn ein Sklave kann nur einen Sklaven zeugen –, hat er durch diesen unheilvollen Bissen die ganze Nachkommenschaft in die Sklaverei geworfen.

Über die Erbsünde denke ich folgendermaßen: Von Sünde ist dann im eigentlichen Sinn die Rede, wenn gegen das Gesetz verstoßen wird. „Wo es nämlich kein Gesetz gibt, da gibt es keine Übertretung“ [vgl. Röm 4,15]. Und wo es keine Übertretung gibt, da gibt es keine Sünde im eigentlichen Sinn, denn die Sünde ist ja immer ein Verbrechen, ein Vergehen, eine Übeltat oder Schuld. Ich bekenne daher, dass unser Urvater eine Sünde begangen hat, die wirklich Sünde ist, nämlich ein Verbrechen, das heißt ein Vergehen und einen Frevel gegen Gott. Seine Nachkommen aber haben nicht auf diese Weise gesündigt. Denn wer von uns hat im Paradies mit den eigenen Zähnen in den verbotenen Apfel gebissen? Ob wir wollen oder nicht, wir sind gezwungen zuzugeben, dass die Erbsünde, wie sie für die Kinder Adams besteht, nicht im eigentlichen Sinn Sünde ist, wie schon gezeigt wurde, denn sie ist keine Gesetzesübertretung. Sie ist daher im eigentlichen Sinn eine Krankheit und ein Verhängnis. Eine Krankheit, weil auch wir so fallen, wie er aus Selbstliebe gefallen ist. Ein Verhängnis, weil auch wir als Sklaven und Kinder des göttlichen Zorns [vgl. Eph 2,3] geboren werden und dem Tod unterworfen sind, wie er zum Sklaven gemacht und dem Tod unterworfen wurde.

Ich habe allerdings nichts dagegen, dass man diese Krankheit und dieses Verhängnis nach dem Sprachgebrauch des Paulus „Sünde“ nennt [vgl. Röm 7,8]; dass man sie eine solche Sünde nennt, dass alle, die in ihr geboren werden, Feinde und Gegner Gottes sind [vgl. Jak 4,4]. Denn dahin bringt sie das Verhängnis der Geburt – nicht die Verübung eines eigenen Verbrechens, außer

insofern unser Urvater dies einmal begangen hat. Die wirkliche Ursache der erbitterten Feindschaft und des Todes ist das von Adam begangene Vergehen und der von ihm verübte Gottesfrevel, und dies ist im eigentlichen Sinn Sünde. Jene Sünde aber, die uns anhaftet [vgl. Hebr 12,1], ist streng genommen Krankheit und Verhängnis und bringt damit allerdings die Notwendigkeit des Sterbens mit sich. Sie wäre aber niemals von Geburt an unser Schicksal geworden, wenn nicht jenes Vergehen die Geburt verdorben hätte. Die Verdorbenheit des Menschen kommt daher aus dem Vergehen wie aus einer Ursache, und nicht aus der Geburt. Aus der Geburt kommt sie nicht anders, als dass sie aus dieser Quelle und Ursache folgt. Bestärkt wird diese Auffassung durch die Autorität der Schrift und durch ein Beispiel.

Paulus redet in Römer 5,17 so: „Wenn nämlich wegen der Sünde des Einen der Tod die Herrschaft erhielt durch den Einen, um wie viel mehr ...“ Hier sehen wir „Sünde“ im eigentlichen Sinn verstanden. Denn der Eine ist Adam, wegen dessen Schuld uns der Tod im Nacken sitzt. In Kapitel 3,23 sagt er folgendes: „Denn alle haben gesündigt und entbehren des Ruhmes“, das heißt der Güte und Freundlichkeit Gottes. Hier wird Sünde im Sinne von Krankheit, Verhängnis und Geburt verstanden, so dass wir alle Sünder genannt werden, sogar bevor wir das Licht der Welt erblicken, indem wir unter dem Verhängnis der Sünde und des Todes stehen, auch bevor wir durch die Tat sündigen. Diese Meinung wird wiederum unwidersprechlich bestätigt durch die Worte des Paulus in Römer 5,14: „Aber der Tod herrschte oder gelangte von Adam bis zu Mose, auch in denen, die nicht durch die gleiche Übertretung wie Adam gesündigt hatten.“ Also ist der Tod auch in uns, auch wenn wir nicht so wie Adam gesündigt haben! Weshalb? Weil er gesündigt hat. Wenn wir aber nicht auf diese Weise gesündigt haben, warum vernichtet uns der Tod dennoch? Weil jener wegen der Sünde starb und als Toter, das heißt als dem Tod Ausgelieferter, uns gezeugt hat. Deshalb sterben auch wir, aber aufgrund seiner Schuld, in Wirklichkeit aufgrund unseres Verhängnisses und unserer Krankheit, oder, wenn man so will, aufgrund der Sünde, aber im uneigentlichen Sinn verstanden.

Das Beispiel lautet folgendermaßen: Ein Kriegsgefangener hat durch Treulosigkeit und Feindseligkeit verdient, als Sklave behan-

delt zu werden. Seine Nachkommen werden zu „oiketai“, das heißt zu Leibeigenen oder Knechten eines Herrschers, nicht aufgrund eigenen Verschuldens, einer Schuld oder eines Vergehens, sondern infolge des Verhängnisses, das der Schuld folgte. Der Vater, von dem sie abstammen, hatte dies durch sein Verbrechen verschuldet. Die Nachkommen haben kein Verbrechen begangen, müssen aber die schwere Strafe für das Verbrechen, nämlich das Verhängnis, die Knechtschaft und Gefangenschaft ertragen. Wenn man dies Verbrechen nennen will, weil sie ihre Lage einem Verbrechen verdanken, habe ich nichts dagegen. Ich anerkenne auch, dass diese Erbsünde durch Verhängnis und Verseuchung alle Menschen betrifft, die aus der Liebe zwischen Mann und Frau geboren werden. Ich weiß auch, dass wir von Natur Kinder des Zorns sind [vgl. Eph 2,3], zweifle aber nicht daran, dass wir aus Gnade, die durch den zweiten Adam, Christus [vgl. 1 Kor 15,45], den Fall wiedergutmachte, unter die Kinder Gottes aufgenommen werden. Aber so, wie nun folgt.

Fünftens: Wenn wir in Christus, dem zweiten Adam [vgl. 1 Kor 15,45], dem Leben wiedergegeben werden, wie wir im ersten Adam dem Tod übergeben wurden, dann steht fest, dass wir unbesonnen handeln, wenn wir die Kinder christlicher Eltern, ja auch die Kinder der Heiden, verdammen. Wenn Adam nämlich durch seine Sünde das ganze Menschengeschlecht verderben konnte, Christus aber durch sein Sterben nicht das ganze Menschengeschlecht lebendig gemacht und von dem dadurch angerichteten Unheil erlöst hat, so wäre das durch Christus wiederhergestellte Heil dem Unheil nicht ebenbürtig und ebenso wäre – das sei ferne – nicht wahr: „So wie in Adam alle gestorben sind, so werden in Christus alle dem Leben wiedergegeben“ [vgl. 1 Kor 15,22]. Wie auch immer man aber hinsichtlich der Kinder der Heiden entscheiden mag, dies behaupten wir aufgrund der Kraft des durch Christus dargebotenen Heils mit Bestimmtheit, dass diejenigen, welche sie dem ewigen Fluch preisgeben, an der Sache vorbeireden, sowohl aufgrund der erwähnten Wiederherstellung, als auch wegen der freien Erwählung Gottes, die nicht eine Folge des Glaubens ist; vielmehr ist der Glaube Folge der Erwählung. Darüber im folgenden Artikel. Diejenigen, die von Ewigkeit her erwählt sind, sind zweifellos auch erwählt, bevor sie glauben. Daher sollen die, welche wegen ihres Alters den

Glauben noch nicht haben, von uns nicht grundlos verdammt werden. Auch wenn sie ihn nämlich noch nicht haben, so ist uns Gottes Erwählung doch verborgen. Wenn sie von ihm erwählt sind, dann urteilen wir voreilig über Unerforschliches.

Über die christlichen Kinder aber urteilen wir anders. Alle Christenkinder gehören nämlich zur Kirche Gottes und sind Teile und Glieder seiner Kirche. Das beweisen wir so: Durch die Zeugnisse fast aller Propheten ist verheißen, die Kirche müsse aus den Heiden zur Kirche des Volkes Gottes versammelt werden [Jes 56,3-8]. Und Christus selbst sagt: „Sie werden von Osten und Westen kommen und mit dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu Tische liegen“ [vgl. Mt 8,11]. Und: „Gehet hin in alle Welt ...“ [Mk 16,15]. Zur Kirche der Juden gehörten aber deren Kinder genauso wie die Juden selbst. Ebenso gut wie einst diejenigen der Juden gehören daher unsere Kinder zur Kirche Christi. Sonst wäre nämlich die Verheißung nicht mehr gültig, weil wir dann nicht gleich wie Abraham mit Gott zu Tisch liegen würden. Denn dieser wurde zusammen mit seinen leiblichen Nachkommen zur Kirche gezählt. Wenn aber unsere Kinder nicht so mit den Eltern mitgezählt würden, dann wäre Christus uns gegenüber niederträchtig und missgünstig, indem er uns verweigern würde, was er den Vorfahren gegeben hat. Es ist aber schon gottlos, das überhaupt zu sagen. Sonst würde nämlich die ganze Verheißung über die Berufung der Heiden ungültig. Da die Christenkinder nicht weniger zur sichtbaren Kirche Christi gehören als die Erwachsenen, steht fest, dass wir sie nicht weniger zur Zahl der nach unserem Urteil Erwählten rechnen müssen als die Eltern. So kommt es, dass ich der Meinung bin, dass jene, die die Christenkinder der Verdammnis preisgeben, gottlos und anmaßend handeln, da ja so viele deutliche Schriftzeugnisse dem widersprechen und behaupten, die Kirche aus den Heiden werde nicht nur gleich, sondern größer sein als diejenige aus den Juden.

Das soll nun alles noch deutlicher werden, wenn wir unseren Glauben von der Kirche darlegen.

Sechstens denken wir daher über die Kirche so: „Kirche“ wird in den Schriften verschieden verwendet. Einmal für die Erwählten, die nach dem Willen Gottes zum ewigen Leben bestimmt sind. Von

dieser spricht Paulus, wenn er sagt, sie habe weder Runzeln noch Flecken [vgl. Eph 5,27]. Sie ist allein Gott bekannt, denn er allein kennt nach einem Wort Salomos die Herzen der Menschenkinder [vgl. 1 Kön 8,39]. Nichtsdestoweniger aber wissen die Glieder dieser Kirche, indem sie den Glauben haben, dass sie selbst erwählt und Kinder dieser ersten Kirche sind. Sie wissen jedoch nicht, welche Glieder sonst noch dazu gehören. So nämlich steht es in der Apostelgeschichte: „Und es glaubten, wie viele zum ewigen Leben bestimmt waren“ [vgl. Apg 13,48]. Diejenigen, die glauben, sind folglich zum ewigen Leben bestimmt. Wer aber in Wahrheit glaubt, weiß nur der Glaubende selbst. Er ist also schon gewiss, ein Erwählter Gottes zu sein. Er hat nämlich, gemäß dem Apostelwort [vgl. 2 Kor 1,22], die Anzahlung des Geistes, Durch ihn geweiht und versiegelt, weiß er, dass er wahrhaftig frei und ein Sohn des Hauses geworden ist, nicht ein Sklave [vgl. Joh 8,35f.]. Dieser Geist kann nämlich nicht täuschen. Wenn er uns immer wieder sagt, Gott sei unser Vater, und wir ihn zuversichtlich und unverzagt als Vater anreden, in der Gewissheit, dass wir das ewige Erbe erlangen werden, ist der Geist des Gottessohnes gewiss in unsere Herzen ausgegossen [vgl. Tit 3,5f.]. Sicher ist daher der erwählt, der so gewiss und zuversichtlich ist. Denn die, welche glauben, sind zum ewigen Leben bestimmt [vgl. Apg 13,48]. Andererseits jedoch sind viele erwählt, die den Glauben noch nicht haben. Waren denn die göttliche Gottesgebäerin, Johannes, Paulus, als sie noch kleine Kinder waren, etwa nicht erwählt und dies schon vor der Erschaffung der Welt? Das wussten sie aber weder aufgrund des Glaubens noch aufgrund der Offenbarung. Matthäus, Zachäus, der Schacher am Kreuz und Magdalena, waren sie etwa nicht vor der Erschaffung der Welt erwählt? Und dennoch wussten sie es nicht, bis sie vom Geist erleuchtet und vom Vater zu Christus gezogen wurden [vgl. Joh 6,44]. Daraus ergibt sich, dass diese erste Kirche allein Gott bekannt ist, und dass nur jene, die einen festen und unerschütterlichen Glauben haben, wissen, dass sie Glieder dieser Kirche sind.

Andererseits wird „Kirche“ überhaupt für alle verwendet, die mit dem Namen Christi bezeichnet werden, das heißt, die sich zu Christus bekannt haben. Von ihnen anerkennt ein großer Teil Christus sichtbar durch das Bekenntnis oder die Teilnahme an den Sakramenten, lehnt ihn jedoch im Herzen ab oder kennt ihn nicht.

Zu dieser Kirche gehören daher nach unserer Überzeugung alle, die den Namen Christi bekennen. So gehörte Judas zur Kirche Christi und alle, die sich von Christus abwandten. Judas wurde nämlich von den Aposteln genauso für ein Glied der Kirche Christi gehalten wie Petrus und Johannes, obwohl er nichts weniger als dies war. Christus aber wusste, wer zu ihm gehörte und wer zum Teufel [vgl. Joh 13,11]. Also besteht diese wahrnehmbare Kirche, obwohl sie in dieser Welt nicht zusammenkommt, aus allen, die Christus bekennen, auch wenn viele Verworfene darunter sind. Christus hat sie nämlich durch die treffende Allegorie von den zehn Jungfrauen, von denen ein Teil klug, ein Teil töricht war, dargestellt [vgl. Mt 25,1–13]. Sie wird ebenfalls manchmal „erwählt“ genannt, auch wenn sie nicht jene erste „ohne Flecken“ ist. Im gleichen Sinn, wie sie nach menschlichem Urteil wegen des äußerlich wahrnehmbaren Bekenntnisses als „Kirche Gottes“ gilt, wird sie auch als „erwählt“ bezeichnet. Wir betrachten nämlich diejenigen als Glaubende und Erwählte, die sich zu Christus bekennen. So redet Petrus von „den Erwählten, die überall in Pontus sind ...“ [vgl. 1 Petr 1,1]. Hier meint er mit „Erwählte“ alle, die zu den Kirchen gehören, an welche er schreibt, nicht nur die, welche im eigentlichen Sinn vom Herrn erwählt sind, denn diese waren dem Petrus unbekannt, so dass er ihnen nicht schreiben konnte.

Zuletzt wird „Kirche“ für jede einzelne Gemeinde dieser allgemeinen und sichtbaren Kirche verwendet, wie die Kirche in Rom, in Augsburg, in Lyon. Es gibt auch noch andere Bedeutungen von „Kirche“, die jetzt nicht aufgezählt werden müssen. Ich glaube demnach also, dass es *eine* Kirche gibt, die aus denen besteht, welche denselben Geist haben, der sie gewiss macht, dass sie wahre Kinder des Hauses Gottes sind. Das ist die Erstlingsfrucht der Kirchen. Ich glaube, dass diese Kirche in der Wahrheit nicht irrt, nämlich in den entscheidenden Grundlagen des Glaubens, auf denen alles beruht. Ich glaube ferner, dass die eine allgemeine sichtbare Kirche eine einzige ist, sofern sie das wahre Bekenntnis, von dem schon die Rede war, festhält.

Ich glaube außerdem, dass zu dieser Kirche alle gehören, die sich nach dem Gebot und der Verheißung des Wortes Gottes dazu bekennen. Ich glaube, dass die Kinder Isaak, Jakob, Juda und alle, die aus dem Samen Abrahams stammen, schon als Kinder, wie auch

die Kinder, deren Eltern in den ersten Zeiten der Kirche aufgrund der Predigt der Apostel auf die Seite Christi traten, zu dieser Kirche gehören. Denn wenn Isaak und die übrigen Väter nicht dazugehört hätten, hätten sie das Kennzeichen der Kirche nicht erhalten. Wenn sie also zur Kirche gehörten, dann gehörten auch die kleinen Kinder der Urkirche dazu. Daher glaube und weiß ich, dass sie das Sakrament der Taufe als Zeichen empfangen haben. Denn auch die Kinder bekennen, wenn sie von den Eltern der Kirche dargebracht werden, oder vielmehr, wenn die Verheißung sie darbringt, die für unsere Kinder nicht kleiner, sondern um vieles weiter und reicher geworden ist als für die Kinder der Hebräer. Dies sind daher die Grundlagen für die Taufe und Übergabe der Kinder an die Kirche, gegen die alle Geschosse und Kunstgriffe der Wiedertäufer nichts ausrichten können. Nicht nur die Glaubenden, sondern auch die Bekennenden sollen nämlich getauft werden, die nach den Verheißungen des Wortes Gottes zur Kirche gehören. Sonst würde überhaupt auch keiner der Apostel irgendjemanden taufen, denn kein Apostel besitzt über den Glauben eines Menschen Gewissheit, der bekennt und sich dazuzählt. Denn sogar Simon der Zauberer [Apg 8,9–24], Ananias, auch Judas und wer nicht alles, sind getauft worden; obwohl sie es von sich bekannten, hatten sie dennoch keinen Glauben. Andererseits wurde Isaak als Kind beschnitten, obwohl er weder ein Bekenntnis ablegte noch glaubte. Vielmehr legte die Verheißung für ihn das Bekenntnis ab. Weil sich nun aber unsere Kinder in der gleichen Lage wie diejenigen der Hebräer befinden, legt nun auch die Verheißung für unsere Kirche das Bekenntnis ab und zeugt für sie. In Wirklichkeit verlangt daher die Taufe, genau so wie die Beschneidung – wir sprechen aber vom Sakrament der Taufe – nur eines von beiden, entweder das Bekenntnis, also die Bezeugung der Zugehörigkeit, oder den Bund, also die Verheißung. Dies alles wird im Folgenden noch klarer werden.

Siebtens glaube, ja weiß ich, dass alle Sakramente so weit davon entfernt sind, die Gnade zu verleihen, dass sie diese nicht einmal herbeibringen oder verwalten. In dieser Sache könnte ich Dir vielleicht zu kühn erscheinen, mächtigster Kaiser, doch ist diese Auffassung fest gegründet. Wie die Gnade nämlich vom göttlichen Geist bewirkt oder geschenkt wird – ich benütze das Wort aber im lateini-

schen Sinn, indem ich nämlich den Ausdruck „Gnade“ für Vergebung, Nachsicht und freie Wohltat verwende –, so fällt dieses Geschenk allein dem Geist zu. Der Geist braucht aber keinen Führer und kein Transportmittel. Er selbst ist nämlich Kraft und Träger, durch den alles gebracht wird, er hat nicht nötig, selber gebracht zu werden. Wir lesen auch in den heiligen Schriften nie, dass Sichtbares, was die Sakramente ja sind, den Geist mit Sicherheit mit sich bringen würde. Vielmehr war, wenn Sichtbares je mit dem Geist verbunden war, der Geist der Träger, nicht das Sichtbare.

So wurden, als ein starker Wind kam, zugleich durch die Kraft des Windes die Zungen herbeigeführt [vgl. Apg 2,1f.], nicht der Wind durch die Kraft der Zungen. So brachte der Wind Wachteln [vgl. Num 11,31] und führte Heuschrecken weg [vgl. Ex 10,19], aber keine Wachtel oder Heuschrecke konnte jemals so gut fliegen, dass sie den Wind herbeigebracht hätte. Ebenso war es, als ein Wehen an Elia vorbeiging, das so stark war, selbst Berge hinwegheben zu können; der Herr wurde dennoch nicht durch das Wehen herangetragen [vgl. 1 Kön 19,11] usw. Kurz: Der Geist weht, wo er will. Das heißt, der Wind weht so, wie es seiner Natur entspricht, und du hörst zwar seine Stimme, aber du weißt nicht, woher er kommt oder wo er sich niederlässt. So ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren wird [vgl. Joh 3,8], das heißt, er wird auf unsichtbare und unbegreifliche Weise erleuchtet und gezogen [vgl. Joh 6,44]. Die Wahrheit hat das gesprochen [vgl. Joh 14,6]. Die Gnade des Geistes wird daher nicht durch dieses Untertauchen, nicht durch dieses Trinken, nicht durch jene Salbung vermittelt, denn wenn dem so wäre, wüsste man ja, wie, wo, wodurch und wohin der Geist gebracht wird. Ist nämlich Gegenwart und Wirksamkeit der Gnade an die Sakramente gebunden, dann wirkt sie dort, wohin diese gebracht werden; wo man sie nicht gebraucht, hat sie keine Wirkung.

Auch ist es nicht so, dass, wie die Theologen vorgeben, die „Materie“ oder das „Subjekt“ eine vorausgehende Disposition braucht, das heißt, dass die Gnade der Taufe oder der Eucharistie – wie sie sagen – nur dem gegeben wird, der darauf vorbereitet ist. Wer nämlich ihrer Meinung nach die Gnade durch die Sakramente empfängt, bereitet entweder sich selbst darauf vor oder wird vom Geist vorbereitet. Wenn er sich selbst darauf vorbereitet, vermögen wir folglich etwas aus uns selbst heraus, und die zuvorkommende

Gnade ist nichtig. Wenn er vom Geist zum Empfang der Gnade vorbereitet wird, so frage ich, ob das auch durch die Vermittlung des Sakraments oder außerhalb des Sakraments geschieht. Wenn durch die Vermittlung des Sakraments, dann wird der Mensch durch das Sakrament für das Sakrament vorbereitet, und so ginge es in einem unendlichen Regress weiter, denn immer wird zur Vorbereitung auf das Sakrament das Sakrament verlangt. Wenn wir aber ohne Sakrament zum Empfang der sakramentalen Gnade vorbereitet werden, dann ist der Geist in seiner Güte vor dem Sakrament anwesend, und demnach ist die Gnade sowohl bewirkt als auch gegenwärtig, bevor das Sakrament dargereicht wird. Daraus geht hervor, was ich hinsichtlich der Sakramente sehr gern zugebe: die Sakramente werden zum öffentlichen Zeugnis der Gnade gegeben, die jedem schon vorher persönlich zuteil geworden ist.

So wird die Taufe vor der Gemeinde dem verliehen, der, bevor er sie erhält, entweder sich zum christlichen Glauben bekannt hat oder das Wort der Verheißung hat, wodurch man weiß, dass er zur Kirche gehört. Deshalb fragen wir, wenn wir einen Erwachsenen taufen, ob er glaube. Erst dann, wenn er mit „Ja“ antwortet, empfängt er die Taufe. Der Glaube war also da, bevor er die Taufe empfing. Folglich wird der Glaube nicht durch die Taufe verliehen. Wenn nun ein Kind gebracht wird, wird gefragt, ob es die Eltern zur Taufe bringen wollen. Und erst dann, wenn sie durch die Taufzeugen antworten, sie wollten, dass es getauft werde, wird das Kind getauft. Auch hier ging die Verheißung Gottes voran, dass er unsere Kinder nicht weniger zur Kirche rechne als die der Hebräer. Wenn nämlich die ihr Kind bringen, die zur Kirche gehören, wird das Kind, da es ja von Christen stammt, schon unter der Voraussetzung getauft, dass es, aufgrund der göttlichen Verheißung, zu den Gliedern der Kirche gerechnet wird. Durch die Taufe nimmt also die Kirche den öffentlich auf, der vorher durch die Gnade aufgenommen worden ist. Daher bringt die Taufe die Gnade nicht mit sich, vielmehr wird der Kirche damit bezeugt, dass sie dem Täufling zuteil geworden ist.

Ich glaube also, o Kaiser, dass das Sakrament ein Zeichen der heiligen Sache, das heißt der zuteilgewordenen Gnade, ist. Ich glaube, dass es eine sichtbare Gestalt oder Form der unsichtbaren Gnade ist, welche natürlich durch die Gabe Gottes verursacht und

gegeben ist, das heißt ein sichtbares Beispiel, das dennoch eine gewisse Analogie zu der durch den Geist gewirkten Sache besitzt. Ich glaube, dass es ein öffentliches Zeugnis ist. So wird zum Beispiel, wenn wir getauft werden, der Körper mit dem aller reinsten Element abgewaschen. Das bedeutet aber, dass wir durch die Gnade der göttlichen Güte in die Versammlung der Kirche und des Volkes Gottes aufgenommen sind, in welcher es gilt, rein und unbefleckt zu leben. So erklärt Paulus in Römer 6,1–11 dieses Mysterium. Wer die Taufe empfängt, bezeugt daher, dass er zur Kirche Christi gehört, die ihren Herrn in der Reinheit des Glaubens und der Rechtschaffenheit des Lebens verehrt. Und deshalb sollen die Sakramente, als heilige Zeremonien – „es kommt nämlich das Wort zum Element, und es wird das Sakrament“ – fromm verehrt, das heißt hochgeschätzt und ehrfürchtig vollzogen werden. So sehr sie die Gnade nicht bewirken können, verbinden sie uns doch sichtbar mit der Kirche, die wir schon vorher unsichtbar in sie aufgenommen worden sind. Das ist, da dies zugleich in ihrem Vollzug mit den Worten der göttlichen Verheißung verkündet und bekannt gemacht wird, mit höchster Ehrfurcht zu beachten.

Denn wenn wir anders über die Sakramente denken würden, zum Beispiel, dass die äußerliche Anwendung innerlich reinigte, wären wir wieder zum Judentum zurückgekehrt, das glaubte, dass mit verschiedenen Ölungen, Salbungen, Darbringungen, Opfern und Speisegeboten die Sünden gesühnt und die Gnade gleichsam erkauf und erworben würde. Das haben jedoch die Propheten und besonders Jesaja und Jeremia stets mit größter Hartnäckigkeit getadelt, indem sie lehrten, die Verheißungen und Wohltaten seien durch Gottes Freigebigkeit gegeben worden und nicht im Blick auf Verdienste oder äußerliche Zeremonien. Ich glaube auch, dass die Wiedertäufer, wenn sie die Taufe der Kinder von Gläubigen ablehnen, ganz und gar irren, und zwar nicht nur in diesem, sondern auch in vielen anderen Punkten, von welchen hier nicht gesprochen werden muss. Um mich vor deren Torheit oder Bosheit zu hüten, habe ich als erster, nicht ohne Gefahr, im Vertrauen auf Gottes Hilfe gegen sie gelehrt und geschrieben, so dass nun durch seine Güte dieses Übel bei uns sehr abgenommen hat. So liegt mir vollkommen fern, irgendetwas aus dieser aufrührerischen Sekte zu übernehmen, zu lehren oder zu verteidigen.

Achtens glaube ich, dass im heiligen Mahl der Eucharistie, das heißt der Danksagung, der wahre Leib Christi in der gläubigen Betrachtung gegenwärtig ist. Das heißt, dass die, welche dem Herrn für die uns in seinem Sohn erwiesene Wohltat danksagen, erkennen, dass er wahres Fleisch angenommen, wahrhaft darin gelitten, wahrhaft unsere Sünden durch sein Blut abgewaschen hat, und dass ihnen so alles, was Christus getan hat, in der Betrachtung des Glaubens gleichsam gegenwärtig wird. Dass aber der Leib Christi wesentlich und wirklich, das heißt sein natürlicher Leib, entweder im Abendmahl anwesend ist oder mit unserem Mund und unseren Zähnen gegessen wird, wie die Päpster und gewisse Leute sagen, die nach den Fleischöpfen Ägyptens zurückblicken [vgl. Ex 16,3], das leugnen wir nicht nur, sondern beharren fest darauf, dass es ein Irrtum ist, der dem Wort Gottes widerspricht.

Das will ich mit Gottes Hilfe Deiner Majestät, Kaiser, mit wenigen Worten sonnenklar machen: erstens, indem ich göttliche Aussprüche anführe, zweitens, indem ich mit den daraus genommenen Argumenten wie mit Sturmböcken gegen die Widersacher vorgehe, zuletzt, indem ich zeige, dass die alten Theologen unserer Meinung gewesen sind. Einstweilen sei Du, Schöpfer Geist, anwesend und erleuchte die Sinne der Deinen, erfülle die Herzen, die Du geschaffen hast, mit Gnade und Licht.

Christus, der selbst der Mund und die Weisheit Gottes ist, sagt folgendes: „Die Armen werdet ihr immer bei euch haben, mich aber werdet ihr nicht immer haben“ [vgl. Mt 26,11; Joh 12,8]. Hier wird nur die Gegenwart des Leibes geleugnet, denn nach der Gottheit ist Christus immer gegenwärtig, weil er immer überall ist, wie er in einem anderen Wort sagt: „Ich werde mit euch sein bis an das Ende der Welt“ [vgl. Mt 28,20], natürlich nach seiner Gottheit, Kraft und Güte. Auch Augustin denkt gleich wie wir. Es besteht kein Grund für das von den Gegnern vorgebrachte Argument, die Menschheit Christi sei überall, wo die Gottheit sei, sonst würde die Person zerteilt. Das würde nämlich die wahre Menschheit Christi aufheben. Überall sein kann nämlich nur Gott. Und dass sich die menschliche Natur an einem einzigen Ort befindet, die göttliche aber überall, zerteilt die Person ebenso wenig, wie die Annahme der menschlichen Natur durch den Sohn die Einheit des Wesens. Vielmehr würde die Einheit eines Wesens eher zerteilt, wenn eine Per-

son eine geschöpfliche Gestalt annähme, welche die anderen überhaupt nicht annehmen, als dass es die Person zerteilen würde, wenn die menschliche Natur an einem Ort ist, die göttliche aber überall. Wir sehen ja auch bei den Geschöpfen, dass die Körper an einen bestimmten Ort gebunden sind, ihre Macht aber und Kraft viel weiter reicht. Ein Beispiel ist die Sonne, deren Körper sich an einem Ort befindet, deren Kraft aber weithin alles durchdringt. Der Geist des Menschen steigt auch über die Sterne hinaus und dringt in die Unterwelt hinab, und dennoch ist sein Leib an einem bestimmten Ort.

Ebenso sagt er: „Wieder verlasse ich die Welt und gehe zum Vater“ [vgl. Joh 16,28]. Hier wird das Wort „verlassen“ wie vorher „haben“ verwendet, so dass die Gegner noch weniger sagen können: „Wir haben ihn nicht sichtbar.“ Wenn er nämlich vom Verschwinden seines sichtbaren Körpers spricht, redet er so: „Eine kurze Zeit, und ihr werdet mich nicht mehr sehen ...“ [vgl. Joh 14,19]. Es würde auch nur eine falsche und trügerische Vorstellung am Leben erhalten, wenn wir behaupten würden, sein natürlicher Leib sei anwesend, aber unsichtbar. Warum würde er sich denn dem Blick entziehen, wenn er doch da wäre, der sich nach der Auferstehung sooft den Jüngern gezeigt hat? „Aber es ist gut für euch“, sagt er, „dass ich weggehe“ [vgl. Joh 16,7]. Wenn er aber hier wäre, würde es nichts nützen, dass wir ihn nicht sehen. Er selbst gab sich nämlich, sooft die Jünger bei seinem Anblick in Verwirrung gerieten, deutlich zu erkennen, damit ihr Bewusstsein oder Denken keinen Schaden nähme. „Betastet mich“, sagt er [vgl. Lk 24,39], und „habt keine Angst, ich bin es“ [vgl. Mt 14,27], und: „Maria, rühre mich nicht an!“ [vgl. Joh 20,17] usw.

Als er unmittelbar vor seinem Weggehen die Jünger dem Vater anvertraute, sagte er: „Ich werde von nun an nicht in der Welt sein“ – „kai ouk eti eimi en to kosmo“ [vgl. Joh 17,11]. Hier wird das Wort „sein“ als selbständiges Prädikat verwendet: „von nun an bin ich nicht in der Welt“, und zwar ebenso wie in den Worten: „Das ist mein Leib“ [vgl. Mt 26,26], so dass unsere Gegner hier nicht sagen können, es sei eine Bildrede, weil sie ja leugnen, dass „sein“ bildlich gebraucht werden kann. Die Sache hat diese Worte nicht nötig. Es folgt nämlich: „Diese aber sind in der Welt“ [vgl. Joh 17,11]. Diese Gegenüberstellung zeigt deutlich, dass Christus nach

der menschlichen Natur nicht in der Welt ist, während es die Jünger damals noch waren.

Und damit wir wissen, wann er weggegangen ist – nicht, wie jene mehr erfinden als darlegen: wann er sich unsichtbar gemacht hat –, berichtet Lukas: „Und es geschah, als er sich von ihnen verabschiedet hatte, ging er von ihnen und wurde in den Himmel emporgehoben“ [vgl. Lk 24,51]. Er sagt nicht: „Er verschwand ...“ oder: „Er machte sich unsichtbar.“

Markus sagt darüber folgendes: „Der Herr wurde, nachdem er mit ihnen gesprochen hatte, in den Himmel aufgenommen und sitzt zur Rechten Gottes“ [vgl. Mk 16,19]. Er sagt nicht: „Er blieb hier, machte aber seinen Leib unsichtbar.“ Und Lukas sagt in der Apostelgeschichte: „Als er das gesagt hatte, wurde er unter ihren Blicken weggenommen und in die Höhe gehoben, eine Wolke aber verbarg ihn vor ihren Augen“ [vgl. Apg 1,9]. Die Wolke hat ihn verdeckt, was nicht nötig gewesen wäre, wenn er nur dem Anblick entnommen worden und sonst noch dagewesen wäre; dann wäre auch weder die Entrückung noch die Erhöhung notwendig gewesen. An derselben Stelle: „Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden ist, wird so kommen, wie ihr ihn in den Himmel habt gehen sehen“ [vgl. Apg 1,11]. Was ist klarer als das? „Von euch weg“, sagt er, „ist er aufgenommen worden.“ Folglich war er nach seiner menschlichen Natur nicht bei ihnen, weder sichtbar noch unsichtbar. Wenn wir ihn also zurückkommen sehen, wie er weggegangen ist, dann werden wir wissen, dass er da ist. Im Übrigen sitzt er nach der menschlichen Natur zur Rechten des Vaters, bis er zurückkommt, zu richten die Lebenden und die Toten [vgl. 2 Tim 4,1].

Die Leute aber, die dem Leib Christi keinen Ort zugestehen und sagen, er sei nicht an einem bestimmten Ort, sollen bedenken, dass sie offensichtlich mit geschlossenen Augen gegen die Wahrheit angehen. Er war in der Krippe, am Kreuz, in Jerusalem, als sich die Eltern auf der Reise befanden, im Grab, außerhalb des Grabes. Der Engel sagt nämlich: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier, sehet da den Ort, wo sie ihn hingelegt haben“ [vgl. Mt 28,6]. Und damit sie nicht sagen können, sein Leib sei überall, sollen sie hören: „Jesus kam bei verschlossenen Türen und stand mitten unter ihnen“ [vgl. Joh 20,19]. Wie wäre es nötig gewesen zu kommen, wenn sein Leib überall ist, aber unsichtbar? Er hätte in der Zukunft nicht zu kom-

men brauchen, sondern sich, weil er ja gegenwärtig war, nur zeigen müssen. Doch soll solcher betrügerische Unfug verschwinden, der uns die Wahrheit der Menschheit Christi und der heiligen Schriften wegnimmt!

Diese Zeugnisse lassen die Gegenwart des Leibes Christi nur im Himmel zu, wenn wir rechtmäßig reden wollen, das heißt, wenn wir soviel sagen, wie uns durch die Schrift über die Natur und Eigenschaft des angenommenen Leibes bekannt ist. Soviel wir auch in Bezug auf die Macht Gottes genötigt werden, Widersprüche zu denken, so darf diese doch nie soweit verdreht werden, dass wir glauben, Gott handle gegen sein Wort. Denn das wäre nicht mehr Macht, sondern Ohnmacht usw.

Dass aber der natürliche Leib Christi nicht mit unserem Mund gegessen wird, hat Christus selbst gezeigt, als er den über das leibliche Essen seines Fleisches streitenden Juden sagte: „Das Fleisch ist nichts nütze“ [vgl. Joh 6,63], nämlich insofern es leiblich gegessen wird, aber sehr viel im Blick auf ein geistliches Essen, denn es gibt das Leben.

„Was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch, und was vom Geist geboren ist, ist Geist“ [vgl. Joh 3,6]. Wenn also der natürliche Leib Christi von unserem Mund gegessen wird, was entsteht aus leiblich gekautem Fleisch anderes als Fleisch? Und damit das Argument niemandem schwach erscheine, höre er auch den zweiten Teil: „Was aus dem Geist geboren ist, ist Geist.“ Was also Geist ist, ist aus dem Geist geboren. Wenn also das Fleisch Christi für die Seele heilbringend ist, musste es geistlich, nicht fleischlich gegessen werden. Das gehört auch zum Thema der Sakramente, dass der Geist durch Geist gezeugt wird, nicht durch etwas Körperliches, wie wir schon vorher gesagt haben.

Paulus erinnert daran, dass er, wenn er Christus einmal nach dem Fleisch gekannt habe, ihn jetzt nicht mehr nach dem Fleisch kenne [vgl. 2 Kor 5,16].

Durch diese Stellen werden wir gezwungen zuzugeben, dass die Worte: „Dies ist mein Leib“ [vgl. Mt 26,26] nicht im natürlichen Sinn, sondern ebenso bildlich verstanden werden müssen wie jene: „Das ist das Passah“ [vgl. Ex 12,11]. Das Lamm nämlich, das jährlich gegessen wurde, zusammen mit der ganzen Feierlichkeit des Festes, war nicht selbst das „Vorübergehen“, sondern bezeichnete

das „Vorbegehen“ und das einst geschehene Überspringen. Dazu kommt das Nachfolgeverhältnis, dass das Abendmahl auf die Feier des Passahlamms folgte. Dies lässt daran denken, dass Christus ähnliche Worte gebrauchte, denn ein Nachfolgeverhältnis schließt eine Nachahmung ein. Dazu kommt die gleiche Anordnung der Worte. Dazu kommt die Zeit, indem beim gleichen Mahl das alte Passah aufgegeben und die neue Danksagung eingesetzt wird. Es kommt die Eigentümlichkeit aller Gedächtnisfeiern hinzu, die sich den Namen dessen aneignen, woran sie erinnern und wessen sie gedenken. So sprachen die Athener vom Tag des Schuldenerlasses, nicht als ob die Schulden alljährlich erlassen worden wären, sondern sie feierten immer wieder, was Solon einst durchgeführt hatte, und diese Feier ehrten sie mit dem Namen der Sache selbst. So werden die Symbole des wahren Leibes Leib und Blut Christi genannt. Nun folgen die Beweise.

Wie der Leib nicht durch etwas Geistiges genährt werden kann, so auch die Seele nicht durch etwas Körperliches. Wenn nun der natürliche Leib Christi gegessen wird, so frage ich: Nährt er den Leib oder die Seele? Den Leib nicht, also die Seele. Wenn aber die Seele, so ernährt sich die Seele von Fleisch, und es wäre nicht wahr, dass Geist nur aus Geist geboren wird.

Zweitens frage ich, was der natürlich gegessene Leib Christi bewirkt. Wenn er die Vergebung der Sünden bewirkt, wie eine Seite behauptet, dann haben die Jünger die Vergebung der Sünden im Abendmahl empfangen. Also ist Christus vergeblich gestorben [vgl. Gal 2,21]. Wenn das Gegessene die Kraft des Leidens Christi austeilt, wie die gleichen Leute behaupten, dann wurde die Kraft des Leidens und der Erlösung schon ausgeteilt, bevor sie entstand. Wenn er den Leib für die Auferstehung nährt, wie ein gewisser anderer, ungelehrt genug, behauptet, heilt er vielmehr unseren Körper und befreit ihn von Krankheit. Irenäus will aber anders verstanden werden, wenn er sagt, unser Leib werde durch den Leib Christi zur Auferstehung gespeist. Er will nämlich zeigen, dass die Hoffnung auf unsere Auferstehung durch die Auferstehung Christi gestärkt wird. Schau, was für ein schönes Gleichnis!

Drittens: Wenn der natürliche Leib Christi den Jüngern im Abendmahl dargereicht worden ist, folgt mit Notwendigkeit, dass sie diesen so aßen, wie er damals war. Damals war er aber leidens-

fähig. Sie aßen also einen verwundbaren Leib, denn er war noch nicht verklärt. Wenn sie nämlich sagen: „Sie aßen denselben Leib, aber nicht wie er leidensfähig, sondern wie er nach der Auferstehung war“ entgegen wir: Entweder besaß er also zwei Leiber, einen, der noch nicht verklärt war, und einen, der es war; oder ein und derselbe Leib war gleichzeitig leidensfähig und nicht leidensfähig. Und daher wollte er, als er den Tod so sehr von sich wies, natürlich nicht leiden, sondern jene Fähigkeit des Leibes benützen, die ihn gegen Schmerz unempfindlich machte. Folglich hat er nicht wirklich gelitten, sondern nur zum Schein, womit uns von jenen Blindekuhspielern auf schöne Weise Marcion zurückgebracht wird. Unzählige Beweise, o Kaiser, könnten angeführt werden, aber wir wollen uns mit den vorliegenden begnügen.

Dass aber die Alten – das wird der letzte Teil dieses Punktes sein – gleich denken wie wir, will ich durch die zwei bedeutendsten Zeugen belegen:

Durch Ambrosius, der in seiner Auslegung des ersten Korintherbriefes zu den Worten: „Verkündigt ihr den Tod des Herrn ...“ [vgl. 1 Kor 11,26] sagt: „Weil wir ja durch den Tod des Herrn befreit sind, verweisen wir, indem wir uns daran erinnern, im Essen und Trinken auf das Fleisch und das Blut, welches für uns dahingegen wurde ...“ Ambrosius spricht aber von Speise und Trank des Abendmahls und sagt, dass wir damit auf das wirklich für uns Geopferte hinweisen. Auch durch Augustin, der in seiner Johannesauslegung, Kapitel 30, sagt, der von den Toten auferstandene Leib Christi müsse an einem bestimmten Ort sein. Die gedruckten Ausgaben haben dort „können“ statt „müssen“, aber fälschlich, denn auch beim Sentenzenmeister und in den kanonischen Beschlüssen, wo dieser Satz des Augustin aufgenommen wurde, wird „muss“ gelesen. Daraus sehen wir deutlich, dass die Alten alles, was sie an Großartigem über das Abendmahl gesagt haben, nicht vom natürlichen, sondern vom geistlichen Essen des Leibes Christi verstanden haben. Weil sie wussten, dass der Leib Christi sich an einem bestimmten Ort befinden muss und zur Rechten Gottes ist, haben sie ihn nicht herabgezogen, um ihn den stinkenden Zähnen der Menschen zum Essen vorzusetzen.

Gleichfalls lehrt Augustin in Kapitel 12 der Schrift gegen Adimantus, dass die drei Sätze: „Das Blut ist die Seele“ [vgl. Dtn

12,23], „Das ist mein Leib“ [vgl. Mt 26,26], und „Der Fels war Christus“ [vgl. 1 Kor 10,4] symbolisch, das heißt, wie er selbst sagt, bildlich und zeichenhaft gesagt seien. Und unter vielen anderen Worten gelangt er schließlich dahin: „Ich kann auch jenes Gebot so verstehen, dass es bildlich gemeint war. Denn der Herr zögerte nicht zu sagen: ‚Das ist mein Leib‘, als er den Jüngern das Zeichen seines Leibes gab.“ So Augustin. Wohlan, das ist für uns der Schlüssel, mit welchem wir alle Aussagen der Alten über die Danksagung erschließen können! Er sagt, dass das, was nur ein Zeichen des Leibes ist, Leib genannt wurde. Nun sollen die, welche uns als Häretiker verurteilen wollen, nur kommen. Nur sollen sie wissen, dass sie damit die Säule der Theologen verurteilen, gegen die Erlasse der Päpste. Daraus geht nämlich ganz eindeutig hervor, dass die Alten immer symbolisch geredet haben, wenn sie dem Essen des Leibes Christi im Abendmahl soviel zuschrieben. Nämlich nicht als ob das sakramentale Essen die Seele reinigen könnte, sondern der Glaube an Gott durch Jesus Christus. Dieser ist das geistliche Essen, dessen Symbol und Andeutung jenes äußere ist. Und wie das Brot den Leib unterhält, der Wein belebt und aufheitert, so stärkt der Glaube die Seele und macht sie der Barmherzigkeit Gottes gewiss, dass er uns nämlich seinen Sohn gegeben hat; so erneuert er das Gewissen, indem durch dessen Blut die Sünden, durch die dieses hart bedrängt war, ausgelöscht sind. Mit diesen Beweisstellen wollen wir uns nun begnügen, obwohl man sämtliche Bücher durchsehen könnte, um darzulegen und zu beweisen, dass die Alten unserer Meinung sind. Auch das kürzlich erschienene Büchlein über die Auffassung der Kirchenväter soll niemanden irremachen, obwohl es freilich verspricht, sie ausdrücklich zu verteidigen. Denn wir werden bald die Widerlegungsschrift eines sehr gelehrten Mannes, unseres Bruders Oekolampad, sehen, dessen besondere Aufgabe von Anfang an darin bestand, die Meinung der Kirchenväter darzulegen. Was in dieser Sache aber an noch ausführlicherer Erklärung oder Widerlegung der Gegner verlangt werden könnte, haben wir, die diese Meinung vertreten, in vielen an verschiedene Empfänger gerichteten Schriften meiner Meinung nach hinreichend dargelegt.

Neuntens glaube ich, dass die kirchlichen Zeremonien, die weder dem Glauben noch dem Wort Gottes aufgrund von Aberglauben

zuwider sind – obwohl ich nicht weiß, ob man solche findet –, um der Liebe willen geduldet werden können, bis der Morgenstern heller und heller leuchtet [Röm 14,15; 2 Petr 1,19]. Aber ich glaube zugleich, dass unter der Leitung derselben Liebe, wenn es ohne großen Anstoß geschehen kann, die erwähnten Zeremonien abzuschaffen sind, so sehr sich auch diejenigen, die ungläubigen Herzens sind, widersetzen sollten. Denn Christus hinderte Magdalena nicht an der Ausgießung des Salböls, obwohl sich der Geiz und der Unglaube des Judas heftig dagegen sträubten. Die zur Verehrung aufgestellten Bilder dagegen zähle ich nicht zu diesen Zeremonien, sondern zu den Dingen, die dem Wort Gottes ganz und gar widersprechen. Diejenigen aber, die nicht der Verehrung dienen oder dort stehen, wo keine Gefahr besteht, dass sie einmal verehrt werden könnten, verurteile ich keineswegs, so dass ich also die Malerei und Bildhauerkunst als Gabe Gottes anerkenne.

Zehntens glaube ich, dass das Amt der Prophetie oder der Verkündigung unantastbar, ja dass es von allen Ämtern das notwendigste ist. Halten wir uns an das, was die Regel ist, so sehen wir, dass bei allen Völkern die äußere Verkündigung der Apostel und Evangelisten oder der Bischöfe dem Glauben voranging, dessen Annahme wir dennoch allein dem Wirken des Geistes zuschreiben. Denn wir sehen – welch ein Schmerz! – viele genug, die die äußere Predigt des Evangeliums zwar hören, aber nicht glauben, was notwendigerweise geschieht, wenn der Geist fehlt. Wo die Propheten oder Verkündiger des Wortes auch immer hingeschickt werden, ist es ein Zeichen der Gnade Gottes, dass er seinen Erwählten seine Erkenntnis offenbaren will, und für die, denen sie verweigert wird, ist es ein Zeichen des bevorstehenden Zornes. Das kann man aus den Propheten und dem Beispiel des Paulus schließen, dem es manchmal verboten [vgl. Apg 16,6], der manchmal aber dazu gerufen [vgl. Apg 16,9] wurde, zu bestimmten Menschen zu gehen. Aber auch die Gesetze und die Obrigkeit können durch keine wirksamere Hilfe beim Schutz des öffentlichen Rechts unterstützt werden als durch die Predigt. Es wird nämlich vergeblich vorgeschrieben, was gerecht sei, wenn die, denen es befohlen wird, keinen Begriff von dem haben, was Recht ist und die Gerechtigkeit nicht lieben. Dazu aber bereiten die Propheten gleichsam als Die-

ner die Seelen vor, der Geist aber tut es gleichsam als Lehrmeister sowohl des Lehrers wie des Hörers. Diese Art von Dienern, die lehren, trösten, schrecken, heilen, gewissenhaft Fürsorge tragen, anerkennen wir im Volk Christi; auch jene, die taufen, beim Abendmahl den Leib und das Blut des Herrn herumtragen – so nennen nämlich auch wir im übertragenen Sinn das heilige Brot und den heiligen Wein im Abendmahl –, die Kranken besuchen, die Armen aus dem Besitz und im Namen der Kirche speisen; und zuletzt die, welche die heiligen Schriften lesen, sie auslegen, lehren, um sich selbst oder andere dazu auszubilden, einmal den Kirchgemeinden vorzustehen. Aber die Art Diener, die aus Bischofsmützenträgern und Bischofsstabträgern besteht, die sehr zahlreich ist und dazu geboren, den Ertrag des Landes zu verschwenden, eine unnütze Erdenlast, ist unserer Ansicht nach illegitim und am Leib der Kirche dasselbe, was am menschlichen Leib Geschwüre und Buckel sind.

Elftens weiß ich, dass die rechtmäßig eingesetzte Obrigkeit Gottes Vertreterin ist [vgl. Röm 13,2], nicht weniger als die Prophetie. Denn wie der Prophet der Diener der himmlischen Weisheit und Güte ist, so dass er, der getreulich lehrt, auch die Irrtümer ans Licht bringt, so ist die Obrigkeit Dienerin der Güte und Gerechtigkeit [vgl. Röm 13,4]; der Güte, dass sie in Treue und Besonnenheit, nach Gottes Vorbild, die Anliegen ihrer Untertanen anhört und dafür Sorge trägt; der Gerechtigkeit, indem sie die Vermessenheit der Bösen zerbricht und die Unschuldigen beschützt.

Wenn ein Fürst diese Gaben hat, so ist, wie ich glaube, für sein Gewissen nichts zu befürchten. Wenn sie ihm fehlen, mag er sich auch furchtbar und schrecklich zeigen, so wird sein Gewissen meiner Meinung nach in keiner Weise dadurch entlastet, dass er rechtmäßig eingesetzt worden ist. Gleichzeitig glaube ich aber auch, dass ein Christ einem solchen Tyrannen gehorchen muss, bis zu der Gelegenheit, von welcher Paulus spricht: „Wenn du freiwerden kannst, so ziehe das vor!“ [vgl. 1 Kor 7,21]. Eine Gelegenheit, von der ich allerdings glaube, dass sie von Gott allein gezeigt wird, nicht von einem Menschen, und das nicht auf verborgene Weise, sondern so deutlich, wie Saul verworfen wurde und er David als Nachfolger annahm [vgl. 1 Sam 15 und 16]. Auch über das Bezahlen von Abga-

ben und Steuern für den obrigkeitlichen Schutz denke ich genauso wie Paulus im Römerbrief 13,7.

Zwölftens glaube ich, dass die Erfindung des Fegefeuers ebenso sehr, wie sie ihren Erfindern Gewinn brachte, etwas ist, das die in Christus frei geschenkte Erlösung verachtet. Denn wenn es notwendig ist, mit Marter und Qualen zu tilgen, was wir durch unsere Vergehen verdient haben, wäre Christus vergeblich gestorben [vgl. Gal 2,21], und die Gnade würde entleert [vgl. 1 Kor 1,17]. Konnte im Christentum etwas Abscheulicheres ausgedacht werden als das? Was für einen Christus haben denn die, welche Christen genannt werden wollen und dieses Feuer fürchten, das nicht mehr Feuer, sondern bloßer Rauch ist? Dass es eine Hölle gibt, wo die Ungläubigen, Verstockten und Verräter mit Ixion und Tantalus ewig bestraft werden, glaube ich nicht nur, sondern weiß ich. Wenn die Wahrheit [vgl. Joh 14,6] vom Weltgericht redet, sagt sie, dass einige nach jenem Gericht ins ewige Feuer gehen werden [vgl. Mt 25,41]. Es gibt also ein ewiges Feuer nach dem Weltgericht. Umso weniger können die Wiedertäufer ihre Auffassung vom „olam“, das heißt „ewig“, mit ihrem Irrtum bemänteln, in welchem sie lehren, „ewig“ dauere nicht über das allgemeine Gericht hinaus. Denn hier spricht Christus vom ewigen Feuer, das nach dem Gericht brennen wird und den Teufel zusammen mit seinen Engeln, den Ungläubigen, die Gott verachten, den Unmenschlichen, welche die Wahrheit durch Lüge unterdrücken und dem Nächsten in der Not nicht von Herzen und aus Glauben beistehen, quälen wird.

Wie ich am Anfang gesagt habe, glaube ich dies alles fest, lehre es und verteidige es, nicht mit meinen eigenen Worten, sondern mit den Aussagen des göttlichen Wortes, und verspreche, es nach Gottes Willen auch zukünftig zu tun, „solange der Geist meine Glieder regiert“. Es sei denn, dass jemand – aufgrund der richtig verstandenen Aussagen der wahrhaft heiligen Schriften – etwas anderes ebenso offen und einfach, wie wir es hier getan haben, darlegt und begründet. Es ist für uns nämlich nicht weniger angenehm und willkommen als billig und gerecht, unsere Ansicht der Heiligen Schrift und der Kirche zu unterwerfen, die aus dem Geist gemäß der Schrift urteilt. Wir hätten alles ausführlicher und weitläufiger darlegen können, aber weil dies nicht der günstige Zeitpunkt dazu

war, gaben wir uns mit dem Vorliegenden zufrieden. Wir glauben, dass es so verfasst ist, dass zwar jeder leicht daran herumrörgeln kann, was heute sehr verbreitet ist; aber niederreißen kann es keiner. Wenn es jemand dennoch versucht, wird er es nicht ungestraft tun. Dann wollen wir die uns verbleibenden Waffen unerschrocken hervorziehen. Damit soll für den Augenblick genug bewiesen sein.

Daher, bester Kaiser, und Ihr anderen Fürsten, Machthaber, Adeligen, Staatsgesandten und Staatsoberhäupter, bitte ich Euch inständig, dass Ihr nicht schon von Anfang an die Wenigkeit des Mahners gering schätzt. Ich bitte Euch bei Jesus Christus, unserem Herrn und Bruder, bei seiner Güte und Gerechtigkeit, bei seinem Gericht, in welchem er allen nach ihrem Verdienst vergelten wird, dem kein Gedanke verborgen bleibt, der die Pläne der gottlos beratenden und regierenden Fürsten zerstört, der die Demütigen erhöht und die Stolzen zu Boden wirft [vgl. Lk 1,52]. Oft haben nämlich auch Einfältige Zutreffendes gesagt, und die Wahrheit erwählte sich zu ihrer Verbreitung schwache und dem geringsten Stand angehörende Menschen [vgl. 1 Kor 1,27]. Weiter bitte ich Euch, Euch daran zu erinnern, dass auch Ihr Menschen seid, die sich irren und von anderen getäuscht werden können; denn jeder Mensch ist ein Lügner [vgl. Röm 3,4], und wenn er nicht durch den Geist Gottes etwas anderes gelehrt wird, als was er selbst weiß oder begehrt, ist von ihm nichts anderes zu erwarten, als dass er sich selbst mit seinen Listen und Plänen zugrunde richtet. Es ist nur allzu wahr, was der Prophet Jeremia gesagt hat: „Siehe da, sie haben das Wort des Herrn verworfen, was kann ihnen dann an Weisheit noch übrig bleiben?“ [vgl. Jer 8,9]. Weil Ihr selbst der Gerechtigkeit vorsteht, müsstet Ihr den göttlichen Willen wie keiner sonst erkannt haben. Wo kann man ihn aber sonst erfahren als aus seinen Worten? Schreckt also von den Meinungen derer nicht zurück, die sich auf Gottes Wort stützen! Wir sehen ja, dass dies fast immer zutrifft: Je mehr die Gegner es bekämpfen, umso stärker strahlt es auf und vertreibt die Lüge.

Wenn es nun aber, was mir nicht entgeht, Leute gibt, die uns bei Euch beharrlich als unwissend, und, Gott sei's geklagt, als böse hinstellen, so bedenket auch dies: Erstens, haben wir etwa, die wir diesem Verständnis des Evangeliums und des Abendmahls folgen, unser Leben irgend einmal so geführt, dass ein redlicher Mensch

jemals daran zweifeln könnte, ob wir zu den rechtschaffenen Menschen gehören? Zweitens, waren uns etwa von Kindheit an geistige Begabung und wissenschaftliche Beschäftigung derart fremd, dass es um unsere Bildung völlig hoffnungslos steht? Gewiss brüsten wir uns mit keinem von beiden, da auch Paulus selbst durch Gottes Geschenk war, was er war [vgl. 1 Kor 15,10]. Trotz eines im Allgemeinen unbeschwerten Lebens ist es dennoch nie zu Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit herabgesunken, noch umgekehrt zu Grausamkeit, Hochmut oder Eigensinn entartet. So sind die Gegner mit ihren Attacken, durch das Zeugnis unseres Lebens bestürzt, schon wiederholt zum Rückzug gezwungen worden. Ist die Gelehrsamkeit auch größer, als dass es die Feinde ertragen oder sie gewissenlos gering schätzen können, so ist sie dennoch weit kleiner, als es unsere Freunde wohlwollend meinen. Gleichwohl standen wir, um unser Ziel zu erreichen, schon seit einigen Jahren im Dienste göttlicher und menschlicher Gelehrsamkeit, so dass unsere Lehre nicht unüberlegt ist.

Es möge uns aber erlaubt sein, die Gnade und Freigebigkeit Gottes zu loben, die unseren Gemeinden reichlich geschenkt wurde. Tatsächlich nämlich haben die Gemeinden, die durch uns Gott den Herrn hören, das Wort des Herrn angenommen, so dass Lüge und Unglaube schwinden, Hochmut und Ausschweifung aber überwunden werden, Beschimpfung und Zänkerei sich fortmachen. Wenn das nicht wirklich wahre Früchte des göttlichen Geistwehens sind, welche sind es sonst? Bedenket aber, Du, bester Kaiser, Ihr Fürsten und alle Adeligen, was uns die menschliche Lehre an sich an guter Frucht hervorgebracht hat! Wie die gekauften Messen bei den Fürsten wie beim Volk Begierde und Unverschämtheit förderten, so haben sie die Sittenlosigkeit der Päpste und den Weinrausch der Messpaffen mit sich gebracht und vermehrt. Überhaupt, welchen Frevel haben sie nicht hervorgebracht? Wer soll aber die durch die Messe aufgehäuften Reichtümer zerstreuen, wenn nicht bereits deren Zuflusskanäle verstopft und unterbunden werden?

Gott, der viel gütiger ist als Ihr alle – auch wenn wir Euch gerne die Besten nennen und auch dafür halten – mache, dass Ihr dafür sorgt, dass in der Kirche die Wurzeln dieses und aller andern Irrtümer abgeschnitten werden, und Rom mit all seinem Schutt, den es der Christenheit und vor allem Eurem Deutschland aufgeladen hat,

aufgegeben und verlassen wird; und dass ihr die Kräfte, die ihr bisher gegen die Reinheit des Evangeliums eingesetzt habt, gegen die verbrecherischen Versuche der gottlosen Päpster richtet, damit uns die Gerechtigkeit, die durch Eure Unentschlossenheit vertrieben worden ist, und die Unschuld, die durch betrügerische und gaukelhafte Aufmachung verdunkelt worden ist, zurückgegeben wird. Es ist genug getobt worden, es sei denn, dass widerrechtliches Gebieten, Verdammen, ja Morden, Töten, Rauben, Ächten nicht grausam oder schrecklich ist. Weil es indessen auf diesem Weg nicht gelungen ist, die Verkündigung des Evangeliums zu hindern, so wird man es allerdings auf einem andern versuchen müssen. Wenn unser Unternehmen vom Herrn ist, so kämpft nicht gegen Gott; wenn es anderswoher kommt, so wird es durch seine Verwegenheit selbst zusammenstürzen [vgl. Apg 5,38f.]. Deshalb lasst Gottes Wort sich frei ausbreiten und sprossen, o Menschenkinder, wer Ihr auch seid, die Ihr ja nicht einmal dem Gras das Wachsen verbieten könnt. Ihr seht, wie diese Frucht reichlich durch den himmlischen Regen benetzt wird, und wie man sie durch keine Menschenhitze zum Verdorren bringen kann. Überlegt Euch gut, nicht was Ihr am meisten begehrt, sondern was die Welt in der Sache des Evangeliums verlangt! Nehmt all dies mit Wohlwollen auf und zeigt durch Euer Bemühen, dass Ihr Gottes Kinder seid!

Zürich, den 3. Juli 1530

Der Deiner Majestät und allen Gläubigen ganz ergebene Huldrych Zwingli.

Genfer Katechismus von 1545

Einleitung

Bereits 1537, im Jahr nach der Aufnahme seines Dienstes in der Genfer Kirche, verfasste Johannes Calvin (1509–1564) eine „Instruction“, die der Sache nach eine nahezu wörtliche Zusammenfassung der Institutio von 1536 ist. Der Aufbau ist mit der Reihenfolge Gesetz – Glaube – Gebet – Sakramente lutherisch beeinflusst, weist aber mit der heilsgeschichtlichen Vorordnung von Gotteserkenntnis, Verderbnis und Heil des Menschen sowie mit der Deutung des Gesetzes als vollkommener Regel der Gerechtigkeit eine neue Akzentuierung auf. Dieser Katechismus, welcher der Konsolidierung der Genfer reformierten Kirche diente, wurde zusammen mit einem von Wilhelm Farel abgefassten Glaubensbekenntnis („Confession de foy“) gedruckt, auf das die Bürger Genfs einen Eid ablegen sollten – ein Vorgang, der auf Widerstand stieß. Auch durch den Umstand, dass aufgrund der Ratswahlen 1538 ausgesprochene Gegner der Reformatoren an die Macht kamen, spitzten sich die Verhältnisse in der Osterzeit jenes Jahres zu: Nach Verweigerung des Abendmahls, Predigt trotz Predigtverbot und Ausweisung aus Genf folgte für Calvin ein überaus produktives Interim in der Straßburger Kirche, das erst 1541 sein Ende fand. Calvin trat auf Bitten der neuen Ratsmehrheit sein Genfer Amt wieder an und setzte sein Reformationswerk fort.

Schon bald nach seiner Rückkehr nach Genf formulierte er 1541/42 eilig neben einer Kirchenordnung und einer Liturgie den Genfer Katechismus in französischer Sprache, den er weitgehend identisch 1545 auch ins Lateinische zwecks weiterer Verbreitung übertrug. Dieser Katechismus, der den Text von 1537 ersetzen sollte, bietet eine neue formale und inhaltliche Konzeption: In Frage- und Antwortform pädagogisch geschickt gestaltet, sollte er primär dem Unterricht der Jugend dienen. Untergliedert in 55 Abschnitte, die im Laufe eines Jahres zu traktieren waren, enthält der Katechismus in den vier Hauptteilen „Vom Glauben“ (Fragen 1–130 als Auslegung des Glaubensbekenntnisses), „Vom Gesetz“ (Fragen